

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Gustav Albrecht: Ein Ausflug ins Land der Abotriten.

Weltlichen, auf der andern die Geistlichen, vom Papst bis zum Küster, den Reigen treten. Zur Erklärung dieser einzig in Berlin sich findenden Besonderheit läßt sich nur eine Hypothese aussprechen. Wir wissen aus einer Urkunde, daß sich in dieser Turnkapelle 1469 ein Altar befand. Die örtlichen Verhältnisse drängen zu der Annahme, daß dieser seine Stelle vor demselben Eckpfeiler hatte, welcher jetzt das Bild des Kruzifixes trägt. Die Stellung dieses Altars bedingte eine Unterbrechung des Totenreigens, um Raum für ein Altarbild zu gewinnen. Der Maler fand den Ausweg, daß er am Eckpfeiler über dem Altare Christus am Kreuze derartig malte, daß das durch besondere Linien eingerahmte und hervorgehobene Bild zugleich als Altargemälde dienen und doch als Teil des Totentanzes aufgefaßt werden sollte. Die bloß äußerliche Einfügung des Kruzifixes in den Totentanz genügte hierzu nicht, dieser mußte so gegliedert werden, daß die Einreihung des Kruzifixes und seine bedeutungsvolle Stellung im Totentanze sich auch aus inneren Gründen rechtfertigte. Er schied die geistlichen und weltlichen Stände, jene links, diese rechts vom Kruzifixe derartig anordnend, daß der sterbende Christus zwischen Papst und Kaiser gestellt zur vornehmsten Figur des Totenreigens und zum Mittel- und Hauptstücke des Gesamtbildes wurde. Auch der Gottessohn ist als Teilnehmer am Todesreigen aufgefaßt

*Vor juw mut ik dragen vom scharpen Darne enen Krantz  
Kamet al met my an den Dodendantz!*

Aber ihn hat nicht der Tod, dessen Figur darum neben ihm fehlen darf, zum Tanze in das Grab aufgefordert, er ist freiwillig für die Menschheit gestorben.

---

### Ein Ausflug ins Land der Abotriten.

Wanderfahrt der Pflugschaft des Märkischen Museums  
am 22. September 1901.

Mitgeteilt von Dr. Gustav Albrecht.

---

Hart an der märkischen Grenze, dort im Norden, wo sich zwischen Lychen und Gransee zwei Landstreifen von Brandenburg und Mecklenburg gleichsam die Hand drücken, liegt das kleine mecklenburgische Städtchen Fürstenberg. Fast rings von Wasser umgeben — drei Seen bespülen die Scholle, auf der das Städtchen liegt — gewährt es, zumal vom Ufer des Baalensees aus, ein anmutiges Bild, und da die Umgebung

reich an schönen Waldpartien und lieblichen Seen ist, so wird Fürstenberg alljährlich viel von Ausflüglern aufgesucht, die von hier aus entweder ins Brandenburgische nach Kloster Himmelpfort und Lychen und nach Neu-Globsow und zum Stechlinsee, oder ins Mecklenburgische an den Seen entlang bis Neu-Strelitz wandern.

Am 22. September 1901 hatte die Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums die Stadt Fürstenberg zum Ziel eines Ausfluges erkoren, indem sie einer Einladung des Staatsarchivars und Museumsdirektors Dr. von Buchwald in Neu-Strelitz folgte, an einer Ausgrabung in der Nähe von Fürstenberg teilzunehmen. Die Eisenbahnfahrt ging über Oranienburg, Nassenheide und Gransee durch die Kiefernheiden des Barnimer und Ruppiner Plateaus und hinter Gransee durch die mit Buchwaldungen besetzten Vorberge der mecklenburgischen Seenplatte. Bei Dannenwalde erreicht die Bahn mecklenburgisches Gebiet und nun geht es durch eine anmutige, bewaldete Hügellandschaft bis Fürstenberg. Der Besichtigung der Stadt wurde nur eine kurze Zeit gewidmet und das großherzogliche Schloß, die Kirche auf dem Marktplatz und das Schliemann-Haus in der Karlstraße, wo der berühmte Forscher 1836—41 in einem Kolonialwarengeschäft tätig war, in Augenschein genommen. Dann schritt man über die Havel, die hier den Röblin- und den Baalensee verbindet und die Maschinen des städtischen Elektrizitätswerks treibt, nach dem Baalensee hinunter, an dessen südlichem Ufer die Ausgrabung stattfinden sollte.

Das Gelände steigt vom See aus sanft an und wird auf der Höhe von spärlichem Waldbestand umschlossen. Etwa 500 Meter vom Ufer entfernt zieht sich ein ausgedehntes Gräberfeld aus der Vorzeit hin, und hier waren zwei Gräber soweit blosgelegt, daß mit der Ausgrabung unverzüglich begonnen werden konnte.

Die beiden Grabstellen boten zunächst den Anblick von Brandherden, wie sie die Völker der Urzeit zum Verbrennen der Leichen aufgeschichtet haben, dar. Sie waren etwa  $2\frac{1}{2}$  Meter lang und  $1\frac{1}{4}$  Meter breit und ziemlich  $\frac{1}{2}$  Meter hoch aus Feldsteinen aufgebaut, über die Steine war schwärzliche Erde gebreitet. Sobald die ersten Steine entfernt waren, kamen Scherben zum Vorschein, zuerst dünne, glatte Scherben von schwärzlicher Färbung mit Strichornamenten, die nach dem Bodestück zu zusammenliefen, und ähnliche von gelblicher Farbe ohne Verzierung, dann sehr dicke, grobgearbeitete Gefäßreste von rötlichem Aussehen, wie man sie auf Ansiedlungsstätten findet. Daß kein vollständiges Gefäß gefunden wurde, erklärt sich daraus, daß die Ackerfläche, unter der die Gräber liegen, seit Jahren bewirtschaftet wird und daß beim Pflügen die Steine auf die Gefäße drückten und diese zerstörten. Beim weiteren Nachgraben wurde zwischen den Scherben eines dünnwandigen Gefäßes Leichenbrand gefunden und dann auch bei anderen

Urnen, und an einigen Stellen war die Asche einfach im Sande beigesetzt. Konnte man nach den ersten Funden noch zweifeln, ob es sich um eine Hausstätte, worauf die Scherben der dickwandigen Wirtschaftsgefäße hindeuteten, oder um einen Begräbnisplatz handelte, so schloß das Vorhandensein von Leichenbrand jeden Zweifel aus, daß man es mit einer Grabstätte zu tun hatte. An ein Einzelgrab war bei der Ausdehnung der Anlage nicht zu denken, vielmehr an eine Vereinigung von Gräbern, also wohl an die Begräbnisstätte einer Familie, deren Mitglieder nach einander dort beigesetzt waren, worauf auch die verschiedene Art der Gefäßscherben hindeutete. Als Beisetzungsgefäße sind die dünnen, feiner gearbeiteten Urnen, bei denen sich der Leichenbrand fand, anzusehen, die dicken Wirtschaftsgefäße sind lediglich als Beigaben beigesetzt worden. Merkwürdig war der Umstand, daß sich Leichenbrand lose in der Erde, entfernt von Scherben, vorfand, doch ist es sehr wohl möglich, daß dieser Leichenbrand von Dienern oder Sklaven herrührt, deren Asche in einem gemeinschaftlichen Grabe beigesetzt wurde.

Der wichtigste Fund wurde in der zweiten östlichen Hälfte der Grabstätte gemacht, nämlich eine Anzahl von Bronzeschmucksachen, die gut erhalten und schön patiniert waren. Zunächst wurden zwei Armbänder für die Handgelenke, ein dünner Fingerring und ein schmaler Bandring, die mit Überresten anderer Bronzesachen auf einer großen flachen Schale lagen, ausgegraben, dann folgten mehrere runde Knöpfe mit Ösen an der Rückseite, Bruchteile von Nadeln, mit rundem Durchschnitt, Spiralen und kleine Nadeln, ein mit Erde verklebtes Gebilde, einer Fibula nicht unähnlich, wieder mehrere Knöpfe, Bruchteile von Schmucksachen und Schlacken von Bronze. Die Gegenstände sind gut erhalten, aber sehr brüchig, da die Bronze dünn und schlecht ist, und dieser Umstand deutet darauf hin, daß die Zeit der Entstehung dieser Grabstätten in die Übergangsperiode von der Hallstatt- zur La Tène-Zeit zu setzen ist, da in der Bronzezeit Sachen von so schlechter Zusammensetzung der Bronze nicht vorkommen. Die Bronzegegenstände lagen teils zwischen Scherben, teils im Leichenbrand, der größte Teil derselben fand sich jedoch in der schwarzen Erde im östlichen Abschnitt der ganzen Anlage zerstreut. Die schwärzliche, mit Kohlenstücken gemischte Erde und verschiedene vom Feuer zermürbte Steine lassen erkennen, daß auf dem Begräbnisplatz selbst die Verbrennung stattgefunden hat und der Leichenbrand gleich an Ort und Stelle beigesetzt wurde. Auch scheint sich bei der Grabstätte eine Art Hausaltar befunden zu haben, da im Osten der Anlage eine Anzahl ziemlich großer unbehauener Feldsteine eingefügt waren, während die übrigen, zur Aufschichtung der Stätte verwendeten Steine, nur klein sind. Die zweite, ungefähr 10 Meter nordwärts liegende Grabstätte glich der ersten in ihrer ganzen Anlage, nur fand sich an der Ostecke zwischen den großen

Steinen eine von behauenen Steinen gebildete kleine Steinkiste, in der etwas Leichenbrand lag. Näher untersucht wurde dies Grab der vorgerückten Zeit wegen nicht.

Die Teilnehmer der Exkursion begaben sich nach erfolgter Ausgrabung zum See hinunter und fuhren dann auf den Fürstenberg umgebenden Seen und auf der Havel, die an jener Stelle „Sichelhavel“ (früher „der Sichel“) heißt, nach Kloster Himmelpfort, dessen Ruinen und Umgebung besichtigt wurden. Kurze Zeit nur war es uns vergönnt, auf der lieblich von Wald und Wasser umgebenen Klosterinsel zu weilen, bald führte uns der Dampfer nach Fürstenberg zurück, wo ein gemeinsames Abendessen die Herren aus Fürstenberg und Neustrelitz mit uns, den Angehörigen einer „fremden Rasse aus Preuß'sch-Berlin vier Meilen hinter Potsdam“, wie Dr. Buchwald launig bemerkte, bis kurz vor Abfahrt des Zuges vereinigt hielt.

---

## Bücherschau.

---

Max Kühnlein. Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seiner Umgegend. Berlin. 55 S. 4°.

Die kürzlich erschienene, höchst geschmackvoll ausgestattete Schrift des auf dem Gebiete der märkischen bezw. berlinischen Kirchenbaugeschichte wohlbewanderten und bekannten Verfassers bietet eine Reihe mit mühseligem Fleiß und umsichtiger Sorgfalt bearbeiteter statistischer Tabellen zur Geschichte der Glocken der evangelischen und katholischen Kirchen Berlins und seiner Umgebung. Diese Tabellen enthalten Angaben über das Material, aus dem die Glocken bestehen, über die Kirchen, denen sie angehören, über das Jahr des Gusses und den Gießer, über den Ton der Glocken, ihren unteren Durchmesser und ihr Gewicht, über Inschriften und Verzierungen, die sich auf ihnen befinden, und zahlreiche sonstige Notizen zur Geschichte der einzelnen Glocken.

Aus der reichen Fülle des dargebotenen Materials notieren wir kurz die Tatsache, daß die älteste ermittelte Glocke aus dem Jahre 1322 stammt und in Buckow zu finden ist. Fast 100 Jahre jünger ist eine Glocke in Boezow bei Velten. Als ihr Entstehungsdatum konnte das Jahr 1422 festgestellt werden. Dann folgen die Glocken in Blumberg aus dem Jahre 1467, in Pankow 1470, in Weißensee 1474, Mariendorf 1480, Reinickendorf 1491, Heinersdorf 1500, Werder 1515, Carow 1552 usw. Während eine große Zahl der Kirchenglocken in Berlins Umgebung auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken dürfen, sind die Glocken in der Reichshauptstadt selbst meist jüngeren Datums. Verhältnismäßig früher Zeit, nämlich d. J. 1471 gehört nur

eine der Domglocken an. Sie befand sich ursprünglich in Wilsnaek und gelangte dann in die alte Dominikanerkirche auf dem Schloßplatze. Diese wurde bekanntlich 1747 abgebrochen, worauf die Glocke eine Unterkunft im Dom am Lustgarten fand.

Das Buch wird durch ein mit instruktiven Zeichnungen ausgestattetes, von nicht gewöhnlicher Sachkunde zeugendes Kapitel wirksam eingeleitet. Es enthält in knappen, aber zu schneller Orientierung durchaus genügenden Zügen eine Geschichte der Glocken von den ältesten Zeiten an. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über Glockenweihe, Schmuck, Namensgebung und Tonhöhe, über Läutevorrichtungen usw. In Summe: wir haben es hier mit einem anziehenden kulturgeschichtlichen Gemälde zu tun, das wohl geeignet ist, das „Interesse und die Liebe zur engeren Heimat“ zu fördern und deshalb aufmerksame Beachtung und weite Verbreitung verdient. S.

## Kleine Mitteilungen.

**Verkehrtbäume.** In der Brandenburgia ist wiederholentlich der „Verkehrtbäume“ gedacht worden, deren Ursprung, soweit es nämlich gewisse Eigentümlichkeiten des Baumes anbetrifft, sich noch in Dunkel zu hüllen scheint.

Bei einem vorübergehenden Besuch (1904) der Hauptstadt Oldenburg besuchte ich auch die dortige „Kirchhofslinde“, wie sie allgemein heißt. Sie steht auf dem alten Kirchhof bei der evangelischen Sankt Gertrudenskapelle und hat allerdings ein sehr auffälliges Aussehen. Am Stamm in einer Höhe von vielleicht 10 Fuß breiten sich fünf sehr starke Äste strahlenförmig aus, insoweit ich richtig gezählt habe. Einer dieser riesigen Äste teilt sich wieder in drei sehr starke Äste. Alle Äste sind meiner Erinnerung nach in gleicher Höhe und strecken sich wagerecht aus. Über diesen Kranz der wagerechten Äste erhebt sich der weitere Stamm zu stattlicher Höhe und bildet einen regelrechten Baum. An den fünf baumstarken Ästen sieht man wie in folge der wagerechten Lage der Saft sich an manchen Stellen fastbeutelartig gesackt, auch überall auffällige Verwallungen gebildet hat, die hier, wie auch wohl anderweitig, ebenso wie Stellung und Lage der Äste, vielleicht neben anderen Gründen, sicher beigetragen haben zu der Auffassung, daß diese Äste eigentlich Wurzeln seien. Dann lag es nahe, eine besondere Ursache zu suchen. Das aber zeigt der Augenschein klar, daß diese Äste vormals künstlich in ihre Lage gebracht worden sind, und es fragt sich nur, aus welchem Grunde?

Auf meine Bitte hatte Frau Margarethe Kathmann in Oldenburg die Güte mir eingehende Mitteilungen über die Kirchhofslinde zu übersenden. In dem übersandten „Jahresbericht des Oldenburgischen Kunstgewerbe-Vereins für 1894 und 1895“ heißt es (S. 21, 22) . . . „geradeaus gelangte man zum

Siechenhause (1345 schon vorhanden) mit der Gertrudenkappelle. Zwischen Pforte (des Kirchhofes) und Kapelle grünt noch immer die berühmte Linde, welche bereits 1610 in ihrer laubenartigen Gestalt vorhanden war, und einer Sommerkanzel zum Schutz diente . . . Schon unter Graf Anton Günther wurde der Gertrudenkirchhof erweitert und in häufigere Benutzung genommen.“ In der erwähnten Schrift wird dann gleichzeitig verwiesen auf „L. Strackerjan, die Kirchhofslinde zu Oldenburg, in dessen: „Von Land und Leuten.“ „S. 19 ff.“ An die Kirchhofslinde schließt sich, wie auch anderwärts, eine Sage an, die ich auszugsweise nach der Mitteilung von Frau Kathmann (nach „L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen, Band II“) mitteile.“ Aus dem dürren Zweige, den ein Mädchen, unschuldig zum Tode verurteilt, vor ihrer Hinrichtung verkehrt in die Erde steckte, daß er ausschlage zum Zeugnis ihrer Unschuld, erwuchs die Kirchhofslinde. Ebenso ist die Sage auch jetzt noch im Volksmunde lebendig.

Als ich vor einigen Jahren am Fuße des Schwarzwaldes, im Acherer oder Bühler Tal, durch eine Ortschaft (Kappel Windeck?) kam, deren Name mir entfallen ist, fiel mir inmitten des Ortes auf dem alten Kirchhof vor der Kirche eine alte, sehr schöne und starke Linde auf, deren unterer Teil tatsächlich eine Art Laube bildet, über die der übrige Stamm sich dann in regelrechter Weise erhebt. Es gehen wagerecht und strahlenförmig, wie Speichen eines Rades, zwölf gewaltige Äste von dem Hauptstamm, etwa in einer Höhe von 10 Fuß (?), ganz gleichmäßig aus. Sie bilden einen vollständigen Kranz. Sind es wirklich 12 Äste, wie ich mich entsinne, so dürfte die Zahl 12 mit Absicht gewählt sein. Sie scheint in dieser Hinsicht in der Volksüberlieferung Deutschlands weiter nachweisbar und geht vielleicht auf eine ältere Vorstellung zurück. Wenigstens hörte ich (1881?) von einer alten sagenkundigen Frau aus Beinuhnen (Ostpreußen), daß im Angerburgschen Walde „ein Lind“ (wie sie immer sagte) gestanden, bei „dem“ sich allerhand Wunderbares zutrug und vor Jahren etwas Verwünschtes gewesen sein soll. Auch wenn man die Zacken abschnitt, hat es geblutet. Einer hat gesagt: „Ach, wer wird mir was tun“ und hat sie abgehauen. Nach hause gekommen, ist er gestorben. Darnach sind 12 Stämme von der Linde ausgeschlagen, und sie wird wohl noch da stehen, fügte die Frau hinzu. — Auf meine Nachfragen in jenem badener Ort über die denkwürdige Baumbildung sagte man mir wörtlich, „die Äste wären s. Z. einokuliert worden“. Näheres konnte ich bei meinem flüchtigen Aufenthalt nicht feststellen. Tatsächlich war die laubenförmige Bildung der Äste die gleiche wie an der Kirchhofslinde in Oldenburg.

Von der berühmten Linde zu Annaberg in Sachsen (vergl. Rosenkranz, Pflanzen im Volksglauben, 1896) ist die Sage, daß ein junger Mensch, der nicht an die Auferstehung glaubte, zum Geistlichen auf dem Gottesacker gesagt: so wenig eine junge Linde, verkehrt in die Erde gesteckt, wachsen würde, so wenig würden die Toten auferstehen. Der Geistliche habe ein Bäumchen so eingepflanzt und die Linde prange heute als mächtiger Baum. Die Annaberger Linde hat (nach Stehle) 11 Ellen im Umfang und eine Höhe von nur 3 Ellen. „Nach dieser Höhe erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln als 16 nahe an 12 Ellen lange Äste gleich einem flachen Dache

aus, getragen von steinernen und hölzernen Säulen. Diese Stützung der Äste geschah das erste Mal 1693. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel (!) als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von 50 bis 55 Ellen. Also ebenso wie in Oldenburg und im Badenschen. „Es ist ein alter ehrwürdiger Brauch, daß zu Annaberg unter der großen Linde, die auf dem dortigen Friedhof steht, alljährlich der Geistliche zur Osterzeit von der Auferstehung predigt“ (Rosenkranz nach Grube IV, 201, 202). Also auch hier Predigt unter dem Lindendach. Es ist deshalb anzunehmen, daß solche künstlich gebildeten Lauben gewisser Kirchhofslinden als Schutzdach für den Pfarrer und die Gläubigen dienten, während die Sage über die Entstehung des Laubdachs vermutlich erst später hinzugekommen ist.

Ebenso wie in Oldenburg wird es mit den drei großen Linden auf dem Kirchhof des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin gewesen sein.

W. v. Schulenburg.

Aus Basdorf, Kreis Niederbarnim haben wir bereits im Monatsblatt XIV. 300 fig. einiges mitgeteilt. Zur Untersuchung der dort mitgeteilten Angaben ward am 23. August 1905 unter Führung des Geheimen Regierungsrates Friedel eine Pflugschaftsfahrt unternommen. Besichtigt wurde zunächst die interessante, anscheinend aus dem 14. Jahrhundert stammende Dorfkirche, die zurzeit durch Baurat Jaffe einer gründlichen Renovierung unterworfen wird. Bekanntlich lebt in Basdorf die Sage, daß in alten Zeiten ein unterirdischer Gang von der Kirche bis nach den nördlich vom Dorfe gelegenen „Burgwällen“ geführt habe; teilweise durch Mörtel zusammengehaltenes Mauerwerk, auf welches man auf der Nordseite der Kirche bei Aushebung von Gräbern stieß, gaben dieser „Volkssage“ neue Nahrung, und als man bei den Renovierungsarbeiten im Innenraum der Kirche auf der Nordseite eine vermauerte Tür entdeckte, glaubte man bestimmt, den Anfang des unterirdischen Ganges gefunden zu haben. Doch ergaben weitere Nachforschungen die Haltlosigkeit dieser Annahme. Die Tür, deren Schwelle etwas tiefer lag als der Fußboden der Kirche, bildete ohne Zweifel den Eingang zu einer Sakristei, die sich ehemals an der Nordseite der Kirche befand und das Mauerwerk, welches man früher auf dem Kirchhofe gefunden hatte, das Fundament dieser Sakristei. Die Anlage eines unterirdischen Ganges nach den „Burgwällen“ erscheint auch schon deswegen ausgeschlossen, weil diese vom Dorfe durch einen noch heut fast unergründlichen Morast getrennt werden, den ein kleines von Osten her kommendes Fließ durchschneidet. Daß eine Sakristei tiefer liegt als der Fußboden der Kirche, ist nichts Neues. An manchen Orten (Sommerfeld bei Kremmen) nennt man derartige Räume neben der Kirche „Schlangenkeller“. An der Außenwand der Kirche, besonders an der Plinthe entdeckte Herr Geheimrat Friedel eine große Anzahl von Schleiffrillen und Näpfchen, d. h. längliche oder rundliche Vertiefungen, die im Mauerwerk alter Kirchen, z. B. in Bernau, vielfach vorkommen und abergläubischen Gebräuchen ihren Ursprung verdanken. Die Längsrillen sollen, wie man sagt, durch Wetzen der Schwerter ausziehender Krieger entstanden

sein, die Näpfchen dagegen durch Reiben mit Münzen, die man hinterher in die Opferbüchse der Kirche warf. In Bernau sagt man auch wohl, die Längsrillen seien Erinnerungszeichen an die Geburt eines Knaben, die Näpfchen würden dagegen in die Steine gerieben, wenn ein Mädchen geboren sei. Die Basdorfer Kirche steht auf dem sogenannten Götzen- oder Göttschenberge, auf welchem früher auch die Götzenscheune stand. In der Nähe des Bahnhofes gibt es noch einen Götzberg am Zühlsdorfer Wege und am südlichen Ausgang des Dorfes zwischen den Kühn'schen und Langnickel'schen Gehöften einen „Götzhof“, einen Acker, bzw. eine jetst wüste Hofstelle, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts einem gewissen Götze oder Götzen gehörte, vermutlich demselben, dessen Name auf der 1637 gegossenen großen Glocke im Turme der Basdorfer Kirche genannt wird. „Wüste Höfe“ gibt es in und bei Basdorf noch mehrfach, so zwischen dem Gemeindehause und dem Grundstück des Büdners Schiele, sodann am Südausgang des Dorfes zu beiden Seiten der Straße. Sie gehören jetzt den Besitzern Grenz, Hinze und Rührmund, Radebold und Haberstroh. Vielleicht sind diese alten Hofstätten im dreißigjährigen Kriege wüst geworden. Auf eine große Zahl auffallender Flur- und Hügelnamen machte der Lehrer des Ortes, Herr Wiegand, die Teilnehmer an der Exkursion aufmerksam. So gibt es am Zühlsdorfer Wege in der Nähe des Bahnhofes „Gänsematten“, „Buchten“, Gründe, im Norden einen Hauberg oder Henberg, einen Vierrutenberg, eine Kehlheide (mit zahlreichen Sanddünen, die wie Hünengräber aussehen), im Süden einen von der Chaussee geschnittenen „Wieser- (nicht Wiesen-) Berg“ und ferner im Osten ein „Pleck“ oder „Fleck“. Endlich ist zu erwähnen, daß im Schulgarten an der Dorfstraße vor Jahren die Fundamente eines Gebäudes und die Reste eines Gemäuers gefunden wurden, die wahrscheinlich von einem alten Brunnen herrührten. Die Burgwälle liegen einige 100 Schritte nördlich vom Dorfe und werden sowohl von der Chaussee, als auch von der Eisenbahn geschnitten; sie sind namentlich im Süden und Westen von Sümpfen umgeben, deren Wasser dem nahen Rahmersee zufließt, während das durch die „Gründe“ nordöstlich vom Bahnhof gehende Fließ den Anfang des Mühlenbecker Fließes bildet. Die Burgwälle gewähren wegen ihres leichten, sandigen Bodens dem Besitzer nur geringen Ertrag, aber auch dem Prähistoriker nur magere Beute. Es wurden nur einige mittelalterliche und wenige vorwendische Gefäßreste gefunden, so daß man annehmen muß, daß die Burgwälle nur selten und ganz vorübergehend als Zufluchtsstelle zu Zeiten der Gefahr gedient haben können.

Otto Monke.

**Sagen aus der Prignitz.** Aus dem Volksmunde. Gesammelt von Hedwig Schulz.

I. In Helle (Ostprignitz) lebte eine Frau W., die mit dem Teufel im Bunde gestanden haben soll. Wurde in der Scheune Korn gemessen, so fegte er, wenn der letzte Scheffel nicht voll wurde, die Scheune aus, die von den Knechten schon gekehrt war, und sagte dabei „Er muß doch voll werden“. Da fanden sich dann immer noch soviel Körner, daß der Scheffel gefüllt werden konnte.

War im Herbste das Obst reif, so saß der Teufel, ihr Schwiegervater, als Katze auf einem der Obstbäume; wollte jemand Obst stehlen, so sprang die Katze dem Diebe auf den Rücken und blieb ihm bis zur Mitternacht darauf sitzen.

An der Ackergrenze lief er als dreibeiniger Hase herum und bewachte sie. Nach dem Tode des Bauern zeigte sich der Teufel dem Sohn und der Schwiegertochter als feuriger Drok. Verschiedene Leute behaupten, er habe Geld und andere Dinge durch die Giebelluke ins Haus gebracht; zuweilen kam er auch durch den Schornstein.

Wenn die Frau Kühe oder Schweine anderer Leute ansah, so erkrankte das Vieh. Gelang ihr's einmal nicht, andere Menschen auf diese Weise zu schädigen, so brachte es ihr selbst Schaden; sie mußte ihr eigenes Vieh hingeben.

II. In Helle wohnte ein Bauer mit Namen Langfeld; in jeder Neujahrsnacht erkrankte sein Vieh. Einst fand er am Neujahrmorgen ein Stück verfaultes Fleisch; daher legte er sich in der folgenden Neujahrsnacht auf die Lauer, um zu beobachten, ob wieder jemand kommen würde, um dem Vieh etwas anzutun.

Bis Mitternacht stand er hinter der Küchentür, die aus Ober- und Untertür bestand. Punkt 12 näherte sich eine weiße Gestalt. Der Bauer hetzte auf sie seinen Hund; dieser aber war anfangs nicht zu bewegen, auf die Gestalt loszugehen, sondern knurrte nur.

Endlich näherte sich die Erscheinung dem Brunnen; jetzt sprang der immer von neuen angefeuerte Hund auf die Gestalt zu, die sich nun entfernte und nicht wieder zurückkehrte. Das Vieh blieb daher in diesem Jahre gesund.

III. Als der Bauer Langfeld in Helle noch unverheiratet war, wollte er einst die Mädchen in der Spinnstube belauschen. Der Besitzer des Hauses, in welchem die Spinte abgehalten wurde, konnte, wie man sagte, mehr als andere Leute. Als sich L. nun leise aus Fenster schlich, spaltete sich ohne Veranlassung sein Holzschuh, und als er nun unter dem Fenster horchte, hörte er, wie der Wirt sagte: „Es ist heut so heiß; wir wollen den Ofen hinauskehren!“ Mit diesen Worten ergriff er eine Peitsche und trieb den Ofen damit zur Stubentür hinaus. Darauf sagte er: „Wir werden hier belauscht; aber er soll es nicht zum zweiten Male wagen!“ Nun entfernte sich Langfeld; aber auf dem Heimwege spaltete sich der andere Holzschuh. Das war die Strafe für seine Lauschen.

IV. Im vorigen Jahrhundert lebte in einem Dorfe der Ostprignitz ein Bauer Brandt. Einst klopfte es um Mitternacht an das Fenster seines Schlafzimmers und zweimal hintereinander ertönte der Ruf: „Marie, komm nach dem Mühlberg, dort brennt das Geld, hole es dir!“ In der nächsten Nacht hörte man die Stimme nochmals. Da sagte Brandt zu seiner Frau: „Kommt es wieder so, dann gehe hin!“ In der dritten Nacht wurde wieder gerufen, und nun ging die Frau hinaus an den Mühlberg, und sah das Geld brennen. Es wurde aber von einem schwarzen Hunde bewacht, und die Frau dachte, das wäre der Teufel und kehrte um.

Man sagt, man müsse, wenn man Gold brennen sähe, ein Taschentuch oder einen anderen Gegenstand, den man gerade zur Hand hat, hineinwerfen, dann könne man sich soviel Geld nehmen, wie man wolle; dieses verwandle

sich dann zu Hause in Gold. Wer nichts hineinwirft, aber nur ein Wort sagt, der ist den Flammen preisgegeben und verbrennt sich. Der Hund läßt ihn nicht an das Geld herankommen und bald wird es ganz dunkel.

Auch in der Nähe der Schule in Helle brennt zuweilen das Geld; denn dort hat der Teufel seine Schätze vergraben. Ab und zu aber läßt er es brennen, um den Leuten zu offenbaren, wo es liegt.

V. In einem Dorfe bei Perleberg nahm ein Mädchen, welches abends zur Spinnstube ging oder von der Spinnstube wieder heimkehrte, seinen Weg stets über den Kirchhof. Man wunderte sich darüber, daß sie sich nicht fürchtete. Einst ging sie wieder in der Nacht den gewohnten Weg; da sah sie eine Gestalt, welche in ein weißes Laken gehüllt war. Sie glaubte, ein Bekannter der Spinnstube mache sich einen Scherz, um sie zu erschrecken, riß der Gestalt das Laken herunter und nahm es mit nach Hause. In der folgenden Nacht erschien jemand vor ihrem Fenster und rief: „Mädchen, mach das Fenster auf und gib mir das Laken heraus!“ Das Mädchen fürchtete sich jedoch und öffnete das Fenster nicht. In nächster Nacht wiederholte sich die Geschichte und nun gab sie das Laken heraus. Doch gleich darauf war es wieder in ihren Händen und sie hörte die Worte: „Wo du es hergeholt hast, da bring es wieder hin und zwar in der Nacht um 12 Uhr!“ Nun fürchtete sich das Mädchen und erzählte die Geschichte ihrem Herrn; dieser riet ihr, sich dem Pastor und dem Küster anzuvertrauen. Beide erboten sich das Mädchen auf den Kirchhof zu begleiten. Sie nahmen es in ihre Mitte und gingen kurz vor 12 Uhr auf den Kirchhof. Doch als die Uhr die Mitternachtsstunde verkündete, verschwand das Mädchen mit samt dem Laken und wurde seitdem nicht wieder gesehen. Seit dieser Zeit geht dort niemand mehr des Nachts über den Kirchhof.

VI. Einst gingen 2 Männer, Onkel und Neffe, vormittags durch den Wald von Mertensdorf nach Triglitz. Plötzlich sahen sie einen Menschen ohne Kopf am Wege stehen, daneben hing ein toter Hund an einem Baume. Als sie näher hinzukamen, verschwand die Gestalt, nur der Hund hing noch da. Sie besahen ihn genau, und der Onkel schnitt dann den Hund ab. Als sie nun weiter gingen und an die Sache garnicht mehr dachten, schlug die Turmuhr des nahen Triglitz die Mittagsstunde, plötzlich kamen sie auseinander, der Neffe ging den richtigen Weg, der Onkel aber kroch durch niedriges Gebüsch und Tannengestrüpp. Jeder dachte bei sich: wo will denn der andere hin? Aber einer kümmerte sich nicht um den andern. Der Neffe erreichte sein Ziel, der Onkel dagegen langte kurz vor 1 Uhr bei Mertensdorf an, von wo er gekommen war, er hatte sich am hellen lichten Tage verlaufen. Erst jetzt gingen ihm die Augen auf, und nun erst bemerkte er, daß der Neffe nicht bei ihm war. Nach einer Stunde erst langte er in Triglitz an, wo er mit Ungeduld erwartet wurde.

VII. Zwischen Wolfshagen und Helle führt eine Brücke über die Stepenitz. Hier, an der Grenze der beiden Ortschaften, spukt es. Einst kam in der Nacht bei hellem Mondschein ein Mann über die Brücke, da gewahrte er ein Tier, das er für ein Reh hielt. Aber es bellte wie ein Hund. Als er weiter ging, hörte er ein Rascheln im Grase und Pferdegetrappel, doch er sah nichts, nur das Reh stand noch auf demselben Platze. Als die Mitter-

nachtsstunde vorüber war, fand er sich auf der Brücke wieder, aber er war ganz in Schweiß gebadet. Die Leute sagten nachher: wer sich dieser Gestalt nähert und nur ein Wort sagt, dem springt der Teufel in Gestalt einer Katze auf den Rücken.

Einem andern Manne ist es ähnlich ergangen. Er sah dort auch ein Reh, als er aber näher kam, bemerkte er statt dessen 3 Katzen, welche sich bissen. Er wollte sie auseinanderbringen und schlug mit seinem Stock dazwischen. Da standen plötzlich 3 Frauen mit Federpuscheln in der Hand vor ihm und schlugen ihn damit solange, bis die Geisterstunde vorüber war.

---

**Der Verlobungs-Schimmel im Volksglauben.** Als ich am 16. Mai 1905 die Schülerinnen der 1. Klasse der 70. Gemeindeschule zur Urania führte, bemerkte ich, daß einige Mädchen unterwegs den an uns vorüberfahrenden Fuhrwerken und Reitern ihre besondere Aufmerksamkeit schenken und die Schimmel zählen. Noch bevor wir die Taubenstraße erreichten, war zur Freude der Zählenden die Zahl 100 erreicht. Natürlich wagte niemand, mir den Grund seiner freudigen Erregung zu offenbaren. Indessen war er mir auch so bekannt: wenn nämlich eine junge Dame bei einem Spaziergange die Schimmel zählt und dabei bis No. 100 kommt, so wird derjenige junge Mann, der ihr unmittelbar darauf begegnet, ihr Bräutigam. Man sagt auch, wer sie zuerst grüßte, werde ihr Bräutigam, oder wer aus dem Hause komme, vor welchem ihr der 100. Schimmel begegne, sei der Auserwählte. Hoffentlich bewahrheitet sich diesmal der Volksaberglaube nicht; denn sonst könnte dem Jüngling noch etwas bevorstehen: 60 Verlobungen und 59 Entlobungen oder ein interessanter Bigamie-Prozeß; denn gezählt haben doch sicher alle 60. Der Schimmel ist auch sonst in Berlin ein Unglückstier. Otto Monke.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.